



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Selbständigkeitsbewegung in Indien

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Selbständigkeitsbewegung in Indien

Dundertfünfzig Jahre herrschen die Engländer in Kalkutta. Erst allmählich fügte sich Hindostan der fremden Gewalt. Seit 1817 ist die Eroberung im wesentlichen vollendet. Doch erst in dem großen Aufstande von 1857 erreichten die Widerstandszuckungen ihr Ende. Ein halbes Jahrhundert war seit jener erschütternden Katastrophe am 10. Mai dieses Jahres verflossen, als neue Bewegungen die Erinnerung an jene Zeit wachriefen und auch Besorgnisse erzeugten, als ob die vielen Hunderte von Millionen, die sich seitdem freiwillig dem fremden Regiment gefügt hatten, wohl einmal wieder ihre Kräfte mit denen der Engländer messen möchten.

Beim Ausbruch des Aufstandes schätzte man die Bevölkerung des anglo-indischen Reiches auf 175 Millionen Seelen, darunter etwa 25 Millionen in Vasallenstaaten. Landesherr war noch nicht der britische Staat, sondern eine Aktiengesellschaft, die Ostindische Kompagnie. Sie verfügte über ein Heer von 300 000 Mann, unter denen man 50 000 Europäer zählte, keineswegs die besten Elemente der weißen Rasse. Die eingebornen Truppen bestanden aus Hindus und Mohammedanern. Die englische Verwaltung brachte durch an sich rühmliche aber auch durch unbesonnene Maßregeln das Kunststück fertig, die beiden großen Religionsgemeinschaften untereinander zu versöhnen und gegen die Engländer aufzubringen. Man hatte die Hindus durch löbliche Neuerungen, Verbot des Kindermordes und der Witwenverbrennung, Einführung von Mädchenschulen und Impfszwang aufgeregt. Die Mohammedaner waren politisch erbittert durch die Vernichtung ihrer selbständigen Staaten. Beide entrüstete man aufs höchste, indem man den Soldaten Patronen gab, die mit Tierfett beschmiert waren. Die Hindus glaubten, das Fett komme von dem ihnen heiligen Rinde, die Mohammedaner entsetzten sich über die ihnen zugemutete Verunreinigung mit dem Schwein. Es bildete sich eine Verschwörung aus, die schon vor dem 10. Mai 1857 hier und da zum Ausbruch kam, die jedoch überwältigt schien. An jenem Tage aber brach es explosionsartig los. Die

63

Grenzboten II 1907

Soldaten gaben den Anstoß; sie befreiten ihre verhafteten Kameraden und mordeten in scheußlicher Weise englische Offiziere und ihre Familien. Überall, ausgenommen die Sikhs in Pendschab, traten die eingebornen Truppen auf die Seite der Empörer. In Delhi fanden sie Kriegsmaterialien und Geld. Gleich darauf loderte auch in Bengalen die Flamme des Aufruhrs auf. Hätten die Inder eine gemeinsame kraftvolle Führung gehabt, so wäre vielleicht die englische Herrschaft weggesetzt worden. Aber der Fluch aller Aufstände, der Mangel an Autorität und Disziplin rächte sich auch an ihnen. In dem ordentlichen Kriege, der sich nun entspann, blieben die Engländer Sieger. Auf ihrer Seite war die große Überlegenheit der Kultur und der körperlichen Leistungsfähigkeit. Der Inder, ganz besonders der Bengale, ist schwächlich und ohne Ausdauer. Mit einer Handvoll Leuten hatten Robert Clive und Warren Hastings das Ries Reich erobert. Im Vergleich zu diesem waren die wirklich englischen Truppen doch auch jetzt nur eine Handvoll. Es gelang ihnen im März 1858 Lucknow, die Hauptstadt von Audh, in zehntägigem Kampfe zu erobern. Damit war der Sieg gesichert. Die letzten Kämpfe zogen sich aber noch bis zum Ende des Jahres hin. Es wurde ein strenges Strafgericht gehalten. Man band die zum Tode verurteilten Meuterer vor die Kanonen, und indem das Geschöß die Leiber zerfetzte, nahm es nach dem Glauben der Hindus den Opfern die Möglichkeit des ewigen Lebens. Seitdem ist kein Aufruhr wieder eingetreten. Die Kompagnie hat ihre Territorialherrschaft verloren, der Staat hat die Zügel in seine eigne Hand genommen.

Das seitdem verflossene halbe Jahrhundert hat Indien tiefe Spuren eingedrückt. Nach allen Seiten ist das englische Gebiet erweitert worden. Es reicht von der Ostgrenze Persiens bis zur Westgrenze Siams. Sein Flächeninhalt beträgt einschließlich Ceylons, das formell nicht zum Kaiserreich Indien gehört, 4 875 000 Quadratkilometer; es ist also genau neunmal so groß wie das Deutsche Reich. Die Einwohnerzahl beträgt 299 Millionen, also nahezu fünfmal so viel wie die Deutschlands. Drei Fünftel dieses gewaltigen Reiches — nach der Einwohnerzahl gar vier Fünftel — stehen direkt unter englischer Staatsverwaltung, der Rest besteht aus Schutzstaaten, denen eine gewisse Selbständigkeit im innern Regiment verblieben ist. Zu diesen gehören unter andern Haiderabad und Maissur, dann die buddhistischen Staaten im Himalaya: Kaschmir, Nepal und Bhutan. Die wahre Gewalt liegt jedoch auch bei ihnen in den Händen des englischen Residenten, des Vizekönigs in Simla, der Regierung in London.

Wer sich keiner sträflichen Verblendung schuldig machen will, muß anerkennen, daß England seit dem Aufstande Großes für Indien getan hat. Unschätzbar ist schon der Landfrieden, ein Segen, den das Land früher kaum je gekannt hat; von gleichem Wert ist die Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit der Rechtspflege, soweit der englische Dienst reicht. Auch das ist etwas, was kein orientalisches Land je zuvor erreicht hat. Für die Volkswohlfahrt sind große Unternehmungen gemacht worden. Man hat Ent- und Bewässerungs-

anlagen geschaffen, die die Kultur außerordentlich entfaltet haben, sodaß das Land von Jahr zu Jahr größere Ausfuhrwerte liefern konnte. Die alteinheimischen Kulturen wie Baumwolle, Reis, Indigo, Leinsamen, Opium sind gehoben, neue sind eingeführt worden, namentlich Tee, Kaffee, Chinarinde, Jute und Schellack sind zu großen Handelsartikeln geworden; auch Weizen bringt Indien auf den Londoner Markt. Einschließlich Ceylons betrug die Gesamteinfuhr 1904 1400 Millionen Mark, die Gesamtausfuhr 2230 Millionen Mark. Die Eisenbahnen waren 1857 in ihren ersten Anfängen. Im Jahre 1903 zählte Indien 43 208 Kilometer (gegen 55 000 in Deutschland!). Die Telegraphenlinien waren mit 322 278 Kilometern mehr als doppelt so lang wie die in Deutschland (137 000 Kilometer). Vor einer hitzigen Missionstätigkeit hat sich England weislich gehütet, aber für die Schulbildung hat es viel getan, wenigstens wenn man es nach dem Maßstab eines Landes von alter Halbkultur beurteilt. Fünf Prüfungsbehörden unter dem Namen Universitäten gibt es, vor denen jährlich etwa 8500 Studenten ihre Examina machen. Fünfzehn Millionen Einwohner waren des Lesens und Schreibens kundig. 152 000 Erziehungsanstalten mit 4 700 000 Zöglingen bedeuten in einem solchen Lande einen Ruhmestitel der Verwaltung.

Daß die Hungersnöte noch immer nicht abgewandt werden können, sieht man oft als einen Schandfleck auf der englischen Verwaltung an. Wenn man bedächte, daß es sich um ein so großes Land mit 300 Millionen Einwohnern handelt, für die im Fall eines Erntefehlchlags Nahrungsmittel beschafft werden müssen, so würde man sich vor einem solchen vorschnellen Urteil hüten. Das weite Hindostan steht unter ziemlich einheitlichen Wetterbedingungen. Vom rechtzeitigen Eintreffen des regenspendenden Monsuns hängt alles ab. Bleibt er aus, so verdorren weite Flächen, ohne daß Menschenkraft dagegen irgend etwas vermöchte. Dann soll für viele, viele Millionen Hungernder Nahrung von außen beschafft werden. Im Jahre 1876 war ein solches Unglücksjahr für das Dekhan; in einigen Provinzen hatte die Ernte nur ein Sechstel des Durchschnittsertrags ergeben. Massen von hinterindischem Reis wurden eingeführt. Dennoch zählte man 1 300 000 Fälle von Hungertod. In den Jahren 1899 und 1900 litten 80 Millionen Menschen gefährlichen Mangel, und es kam auch zu Todesfällen, wenngleich in viel geringerer Zahl. In alten Zeiten wütete der Würgengel noch viel ärger. Jetzt hat man doch die Eisenbahnen, die das fremde Korn tief ins Land tragen, man hat eine Regierung, die auf Grund planmäßiger Witterungs- und Ernteberichte sich ein Bild von dem Bedarf macht und demgemäß Vorkehrungen gegen den Mangel trifft. Seit 1876 ist alles noch sehr vervollkommenet worden, aber gegen die ungeheuern Wirkungen der Dürre hat es sich in den letzten Jahren wieder mehrfach als unzulänglich erwiesen. Auch die Pest spottet der Abwehr durch sanitäre Maßregeln.

Die Hebung der Volkswohlfaht und der Volksbildung pflegt sich selten in Dankbarkeit für das fremde Volk auszumünzen, dem man sie zu verdanken

hat. Das erleben wir an unsern Polen. England stehen aufscheinend schwere Erfahrungen bevor. Es hat viele Inder an seinen eignen Hochschulen herangebildet. Viele sind seiner Herrschaft eine wertvolle Stütze geworden, vielleicht die meisten. Viele sind aber auch von eignem starkem Nationalgefühl erfüllt worden. In ihnen ist der Same der Hoffnung aufgegangen, daß Indien demaleinst ein selbständiges, großes und mächtiges Kulturreich werden könne, das die Europäer nicht mehr brauche. Sie wissen, daß die Kultur ihres Landes viel älter als die von ganz West- und Nordeuropa ist. Als am Indus und am Ganges die philosophischen Gefänge der Veden aufgezeichnet wurden, gab es in Groß- und Kleinbritannien noch nicht einen einzigen Menschen, der hätte lesen und schreiben können. Die Kelten, wenn sie damals schon die Inseln bewohnten, waren noch ein reines Naturvolk; die Inder, die vor etwa viertausend Jahren aus Nordwesten kamen und das Indus- und Gangesland überfluteten, sind immer nur ein Teil der Bevölkerung geblieben, der sich noch heute deutlich von den andern abhebt. Nur die obere Kaste, die Brahmanen und die Soldaten, sind indogermanischen Stammes, die dritte Kaste, die Handwerker und die Ackerbauer, ist im Norden auch als arisch anzusehen, im südlichen Indien hat sie sich allerdings stark mit den Ureinwohnern vermischt, die von den Eroberern einfach unterworfen und rechtlos gemacht als Sudrakaste zusammengefaßt wurden. In dieser haben wir wahrscheinlich ein halb mongolisch-hinterindisches Volk vor uns, das mit dem ersten Kulturvolk in Babylonien, den Sumerern, zusammengehangen haben mag, die sich durch ihre einsilbige Sprache deutlich von den spätern semitischen Einwandern abhoben und auf Verwandtschaft mit den Chinesen hindeuten.

In der Sprache ist heute das Indogermanische weit über die eigentlichen ethnologischen Grenzen hinausgedrungen. Man zählte 1901 221 Millionen arische Inder neben 60 Millionen dravidischen Indern und 12 Millionen Zugehörigen indisch-chinesischen Sprachstammes, diese in Hinterindien. Der Rest zersplittert sich. Quer durch diese Sprachunterschiede hindurch gehn die religiösen Absonderungen. Auch hier sind es zwei große Hauptgruppen, einige Nebengruppen und eine ganze Menge Splitter. Die große Mehrheit rechnet sich zum Brahmanismus, zur Hindureligion; das Wort Hindu bezeichnet heute einen Anhänger des Brahmanismus. Im Jahre 1901 zählte man 207 Millionen Hindus. Die Lehre Mohammeds kehrt sich nirgends an die ethnologische Zugehörigkeit. Sie hebt auch die Kastenunterschiede auf. Man hätte annehmen sollen, daß dieser Grund allein ihr schon die Masse des untern Volks zugeführt haben müsse. Das ist aber nicht der Fall. So tief sitzt das Kastenwesen dem Inder im Blute, daß Millionen lieber Sudras geblieben sind, als daß sie als Mohammedaner den stolzen Brahmanen gleichberechtigt geworden wären. Mohammedaner gab es 1901 62 Millionen. Der Buddhismus, der einst auch den größten Teil der Halbinsel eingenommen hatte, war schon im dreizehnten Jahrhundert dort fast vollständig wieder ausgerottet. Nur in Ceylon und in den

Himalayataälern, sodann in Burma hat er sich behauptet. Unter englischer Herrschaft leben nur knapp 10 Millionen Buddhisten. Unter den übrigen Religionen ist nur noch die zwischen Brahmanismus und Mohammedanismus vermittelnde Sekte der Sikhs im Pendschab zu erwähnen, weil sie politisch so wichtig ist. Ihre Zahl beläuft sich nur auf $2\frac{1}{4}$ Millionen. Der Rest verteilt sich auf Christen, Parsen, Juden und Heidenvölker.

Auf Assimilierung konnte natürlich die englische Herrschaft niemals ausgehen. Sie war und blieb eine Fremdherrschaft. Aber sie wurde mit Duldung gehandhabt, auch in religiöser Beziehung, denn die Engländer mußten sich sagen, daß sie niemals das ungeheure Reich mit seinen 300 Millionen Seelen in Abhängigkeit erhalten könnten, wenn sie nicht Herz und Sinn wenigstens eines sehr großen Teils der Einwohner für sich gewannen. Wo sich die Zustände irgend dafür eigneten, ließ man die eingebornen Fürsten im Besitz ihrer Regierung, nur die äußere Gewalt nahmen die Engländer an sich. Diese Tributärfürsten haben zurzeit 132426 Mann Soldaten; sie sind eine Hauptstütze der Engländer, denn sie wissen, daß sie bei einem Aufstande alles verlieren würden. Auch die direkt von Engländern unterhaltene und befehligte Armee besteht zu zwei Dritteln aus Eingebornen. In den Jahren 1904/05 wurde sie auf 75486 Mann Europäer und 149835 Farbige beziffert. Daneben gibt es noch eine Reserve von Eingebornen, die zurzeit in starker Ausbildung begriffen ist und auf 50000 Mann gebracht werden soll. Eine Reserve ganz anderer Art wird aus den Europäern gebildet, die sich freiwillig der Verwaltung zur Verfügung gestellt haben. Sie machen etwa 30000 Mann aus und sind hauptsächlich in den großen Handelsstädten konzentriert, wo viele Weiße leben. Für deren Schutz bilden sie eine nicht verächtliche Macht. Es hat lange Zeit gedauert, bis die Engländer den Indern Artillerie anvertraut haben.

Bis vor kurzem duldeten sie nicht, daß sich Farbige im Gebrauche von Kanonen übten, und auch jetzt haben nur zehn Gebirgsbatterien und eine Fußartilleriekompagnie eingeborne Mannschaften; neun Kavallerieregimenter und siebenzig Batterien sind den Weißen des Mutterlandes vorbehalten. Man hat sowohl Mohammedaner wie Hindus in die Reihen der Armee aufgenommen, traut heute aber jenen weit mehr. Die Waffengewalt, über die die indobritische Regierung verfügt, um ein Volk von 300 Millionen Seelen zu beherrschen, ist bei Licht besehen doch recht schwach.

Finanziell steht Indien von jeher auf eignen Füßen. Die Ostindische Kompagnie hätte natürlich nie daran gedacht, eine unrentable Verwaltung aufrecht zu erhalten. Der Staat entnahm ihren Händen das Regiment ebenfalls unter der Voraussetzung, daß die Kolonie sich selbst erhalten müsse. Sogar neuerdings hat man indische Truppen zur Verteidigung anderer Kolonien herangezogen, so namentlich gegen die Derwische in Ägypten. Tributär im eigentlichen Sinne ist Indien dem Mutterlande nicht, es verwaltet seine Finanzen selbständig. Aber es muß doch auch die Regierungskosten bezahlen,

soweit sie in England für Indien ausgegeben werden, ferner muß es die europäischen Truppen im Lande erhalten, sodann den wegen der hohen Be-
soldungen sehr kostspieligen europäischen Verwaltungsapparat im Lande und
endlich die Pensionen der ehemaligen Staatsbeamten und Offiziere, die sehr
hohe Summen erreichen. Daran schließen sich die Gelder für die von England
aus gehenden Lieferungen für den indischen Staat. Und nicht zu ver-
gessen, die Zinsen für die Staatsschuld, die meist in England zur Auszahlung
gelangen. Die Gesamtsumme dieser Auszahlungen in England erreichte für
das Budget 1904/05 die Höhe von 350 Millionen Mark. Die indische
Staatsschuld betrug 1904 4200 Millionen Mark; sie ist im wesentlichen durch
Aufwendungen für produktive Zwecke entstanden.

Dieses indische Reich der englischen Krone ist eins der staunenswertesten
Staatsgebäude, die die Geschichte kennt. Mit dem makedonischen und dem
römischen hat es gemeinsam, daß ein einziger im Verhältnis zum Ganzen
kleiner Volksstamm die Gewalt in Händen hält. Doch das makedonische
dauerte nur wenige Jahre. Das römische Riesenreich war geographisch in
viele Teile zersplittert, die niemals gemeinsam handeln konnten. Das indische
ist nahezu ein einziger zusammenhängender Klotz, der allerdings in der Ge-
schichte vorher niemals geeinigt gewesen ist. Erst die Engländer haben ihm ge-
zeigt, daß man dieses große völkervimmelnde Land auch zusammenfassen und
zu einer Einheit zusammenschweißen kann. Sollte Indien jemals eine poli-
tische und national unabhängige Existenz führen, so wird es immer den Eng-
ländern danken müssen, seine ersten Schritte auf dieser Bahn geleitet zu haben.
Das *divide et impera* ist eine Lehre voll tiefster Einsicht. Indien fängt an,
sich ihr immer mehr zu entwinden. Sie wirkt noch, insofern die Engländer
die abhängigen Fürsten von der Masse des übrigen Volkes trennen, indem
sie ihnen ein gewisses Maß von Herrschaft lassen; auch insofern Hindus
und Mohammedaner in einem Gegensatz zueinander stehn. Überwältigend ist
aber der Strom der Entwicklung nach der andern Seite gewesen. Die
Einigung, nicht die Zersplitterung ist das Merkmal der Zeit.

Längst vor dem Siege der Japaner über die Russen war die Einsicht
der Inder, daß sie sich von einer Handvoll Menschen beherrschen ließen, im
Wachsen. Einmal zum Bewußtsein der Größe ihres Volkes gelangt, mußten
sie, das lag unabweisbar nahe, prüfen, ob ihre Untertänigkeit ihnen nützlich
sei, und ob sie ewig dauern müsse. Gelehrte, Patrioten standen auf und be-
nutzten die englische Statistik, um agitatorisch darzutun, daß England ihr Volk
ausbeute, aussauge. Die soeben erwähnten regelmäßigen Rimeffen nach Eng-
land spielten eine Hauptrolle dabei, und natürlich beeilten sich die Hezer nicht
sehr, ihren Zuhörern klar zu machen, was England ihnen für die 350 Millionen
leistet und geleistet hat, die alljährlich dorthin versandt werden. Man sagt
ihnen nur, daß jeder Inder alljährlich eine Rupie nach England schicken muß
dafür, daß er regiert wird. England ziehe unermesslichen Gewinn aus dem

Land, die indischen Pensionäre lebten in England herrlich und in Freuden von dem Schweisse der fast verhungerten Inder. Eine Rupie ($1\frac{1}{4}$ Mark) auf den Kopf der Bevölkerung — das erscheint dieser ein unerschwinglicher Reichtum. Und dieser Segen geht aus dem Lande, das dient zur Verdopplung der Anklagen. „Unter der Herrschaft unsrer eignen kleinen Gewalthaber behalten und verzehren die Untertanen ihre Erzeugnisse, wenn sie auch manchmal unter Willkürlichkeiten zu leiden haben. Unter dem despotischen anglo-britischen Regime lebt jedermann in Frieden, es gibt keine Gewalttätigkeit; aber man schädigt ihn auf leise, sanfte, spitzfindige Weise in seinem Eigentum: während Frieden, Gesetz, Ordnung herrschen, stirbt er vor Hunger.“ So schreibt Dadabhai Naoriji, ein angesehener indischer Publizist. Wir brauchen hier nur daran zu erinnern, daß der Hunger auch, und viel schlimmer, wütete, als die Engländer noch nicht Gesetz, Frieden und Ordnung zur Anerkennung gebracht hatten. Aber solche Betrachtungen unterdrückt natürlich der Agitator. Malebari, der Herausgeber des Indian Spectator, erklärt, das indische Volk sei zu arm, als daß es auf die Dauer die Kosten der britischen Verwaltung und der Kriege tragen könnte. Diese würden angeblich im Interesse Indiens geführt, in Wahrheit in dem Englands. Das ist nun handgreiflich schief, denn wenn England Indien nicht verteidigte, so bemächtigten sich andre der wehrlosen Beute. Rußland hätte schon längst zugegriffen, und Indien würde dabei ganz ohne Frage viel schlechter weggekommen sein.

Aber so etwas sieht der erregte Teil der indischen Bevölkerung in einem ganz eignen Sinne an. Nur den Herrn wechseln — das möchte man natürlich nicht. Man stellt nicht einmal offen das Verlangen nach Unabhängigkeit. Man verlangt „Indien für die Inder“, aber in Formen, die die englische Herrschaft nur dem Namen nach bestehen läßt. Man beschuldigt England, seine Pflicht gegen das unterworfen Land, das ihm soviel einbringt, nicht zu erfüllen. Man sieht nicht die Linderung der Hungersnot, sondern das, was daran noch fortbesteht, und behauptet, daß England imstande sein müsse, solchem Unglück vorzubeugen. Chandavarkar, ein Advokat in Bombay, hielt auf dem Kongreß in Lahore im Jahre 1902 eine flammende Anklagerede und berief sich auf die indobritische Statistik, nach der der Ackerbau des Landes selbst in guten Jahren nur 17 Rupien ($21\frac{1}{4}$ Mark) auf den Kopf der Bevölkerung liefere. Von diesem winzigen Ertrage könne die Bevölkerung gar nichts für schlechte Jahre zurücklegen. Bei einem Mißwuchs bliebe ihr nichts übrig, als zu hungern, zu verhungern. Man dulde nicht einmal ausreichende Schutzölle, durch die die indische Industrie sich entwickeln könne, denn man wolle den Fabrikanten von Manchester den Markt offen halten. Die Heeresverwaltung verschlinge 360 Millionen Mark, die auf die Hebung der Landeswohlfaht hätten verwandt werden müssen. Aber für diese bleibe von dem Gesamtbudget von 1500 Millionen Mark nicht viel übrig. Die arbeitende Bevölkerung laufe in Lumpen und hungere, während die englischen Beamten

fürstlich lebten, Vermögen zurücklegten und dann auf indische Kosten eine lebenslängliche Pension bezögen, die sie in England verzehrten. Man verlangte sofort starke Ersparnisse, damit man die Steuern herabsetzen könne, Errichtung eines Ackerbauministeriums zur wirksamen Hebung der Landesproduktion. Um die Stimmung des Volkes recht abzuschätzen, muß man bedenken, daß der Redner für einen gemäßigten Vertreter der nationalen Bewegung gilt.

Die schärfere Tonart findet eine ganze Anzahl angesehener Vertreter. Wir nennen nur einen: Surendra Nath Bannerjee, der ehemals Redakteur eines in Tschinsurah am Hughli, nahe bei Kalkutta, erscheinenden Blattes war und mit ihm einen mächtigen Einfluß auf diese größte Stadt Indiens ausübte. Es hatte sich in der Gegend ein politischer Verein gebildet, „Das goldne Bengalen“; der Name sollte sagen, daß das Land zum Sterben entschlossen sei. Sein Haupt war Bannerjee. Er hatte sich sogar zum König von Bengalen krönen lassen. Die Engländer halten ihm den Daumen auf's Auge. Es ist keine Frage, daß er beim ersten Losbruch ernstlicherer Wirren festgenommen werden wird. In den letzten Dezembertagen des Jahres 1906 hielt der indische Nationalkongreß seine Jahresversammlung ab. Er ist die große Zentralvertretung der Hindus, steht also im Gegensatz zu den Mohammedanern. Auch in seiner Mitte stehen die Extremen und die Gemäßigten einander gegenüber. Um eine Spaltung zu vermeiden, gewährten die Extremen den Gemäßigten den Vorsitz. Der schon oben erwähnte Dada-bhai Naoriji gilt als das Haupt der Gemäßigten; ihn wählte man zum Präsidenten. In seiner Eröffnungsrede verlangte er ganz unzweideutig für das indische Volk „eine Selbstregierung gleich der des Vereinigten Königreichs oder der (Selbstverwaltungs-) Kolonien“. Die Inder „seien britische Bürger, sie hätten Anspruch auf alle politischen Rechte, Privilegien und Freiheiten, die die Einwohner Englands genößen“. Im einzelnen verlangte Naoriji, daß die Verwaltung in allen Dienstzweigen bis ins kleinste in den Händen des Volkes sein sollte; alle Gesetzgebung samt Kontrolle der Ausgaben und Bewilligung der Steuern sollte von gewählten Volksvertretern ausgeübt werden. Alles von Indien verausgabte Geld für Gehalt, Pensionen, Vergütungen, Lieferungen usw. sowohl im Zivildienst wie in der Flotte und im Heere sollte nur an Inder ausgezahlt werden. Indien werde sowohl Menschen wie Geld ganz nach Bedarf in seiner eignen Mitte finden, für militärische wie für bürgerliche Zwecke. Es leide unter einem Regiment, das verfassungswidrig und in wirtschaftlicher Hinsicht schädlich sei; es sei „ein barbarisches System, unwürdig der britischen Empfindungen, Grundsätze und Zivilisation“. Ein großer Nationalfonds sollte gegründet werden, um zwei Gruppen politischer Missionare zu unterhalten. Die Angehörigen der einen sollten Indien kreuz und quer durchstreifen, um dem Volke von seinen Rechten zu erzählen und wie es dazu gelange. Die der andern sollten besonders befähigte Redner

und Schriftsteller sein, nach England kommen und dort das Volk überzeugen, daß die Inder alle Rechte der britischen Selbstregierung haben müßten. Der Kongreß beschloß dann zum größern Nachdruck seines Vorhabens englische Waren zu boykottieren; dies sei eine legitime Waffe. Zum Schluß wurde Naoriji von jungen Mädchen bekränzt und unter der mit der britischen Nationalhymne abwechselnden indischen vaterländischen Musik heimgeleitet.

Das alles begiebt sich im Hindutum. Wie sieht es nun bei den Mohammedanern aus?

Allerdings stehen die beiden Religionsgesellschaften zueinander im Gegensatz, allerdings halten die Mohammedaner schon als Minderheit mehr zu den Herren. Aber von Zufriedenheit mit den Zuständen ist wenigstens bei den geistig leitenden Kreisen nicht viel zu spüren. Auch sie haben ihre vaterländischen Vereine und beschäftigen sich dort ernstlich mit einer Reform der Zustände. Am 1. Oktober 1906 hatten sie eine Deputation, die angeblich 70 Millionen Mohammedaner vertrat, zum Vizekönig nach Simla gesandt. Lord Minto empfing sie, und sie entwickelten ihm ihr Begehren. Auch sie verlangten Selbstregierung, jedoch sollte diese nicht nach dem einfachen Mehrheitsprinzip ausgeübt werden, sondern nach selbständigen Nationalitäts- und Religionsgruppen — eine Institution, die den Indern viel Kummer machen wird, wenn sie halbwegs nach Art der österreichisch-ungarischen Entwicklung ausfällt. Lord Minto glaubte ihnen aber die Gewährung in Aussicht stellen zu können. Er hielt eine längere Ansprache an sie, in der er ihnen die Segnungen des englischen Regiments an der Hand der Geschichte auseinanderlegte. Er ging auf die Gründe ihrer Unzufriedenheit ein und mahnte sie, sich nicht einer britenfeindlichen Bestrebung hinzugeben. „Westliche Gedankenweite, die Lehren der westlichen Zivilisation, die individuelle Freiheit Großbritanniens können viel für das indische Volk tun, nur muß man nicht unpraktischerweise auf der Annahme bestimmter politischer Methoden bestehen. . . . Die große Masse des indischen Volks hat keine Kenntnis von konstitutionellen Einrichtungen. Ich stimme mit Ihnen überein, daß die ersten Sprossen in der Leiter der Selbstregierung in der Gemeinde- und Distriktverwaltung gefunden werden müssen; in dieser Richtung müssen wir die allmähliche politische Erziehung des Volkes suchen.“

Bei andern Gelegenheiten kommen ganz andre Leidenschaften zum Vorschein. Namentlich verargt man es England, daß es seiner frühern Politik, den Sultan der Türkei zu unterstützen, untreu geworden ist, daß es Ägypten annektiert hat und in der Taba-Utabafrage offen gegen den Sultan aufgetreten ist. Man behauptete wohl, der Großherr in Konstantinopel habe nichts mehr mit den Gläubigen in Indien zu schaffen. In Wahrheit jedoch gilt das nicht einmal vollständig in politischer Beziehung. In religiöser ist er noch immer das Haupt des Islam. Vor nicht langer Zeit hielten die mohammedanischen Rechtsgelehrten eine Versammlung in Lahore ab; dort erklärte ein

Mitglied: „Wir, die Moslems von Indien, haben keine politische Gemeinschaft mit dem Sultan der Türkei.“ Obgleich das buchstäblich richtig war, demonstrierte die Versammlung doch derart gegen ihn, daß sie bis auf den letzten Mann den Saal verließ. Ein mohammedanischer Schriftsteller, Mohammed Barakatella, schrieb der New York Sun folgendes: „Der Sultan der Türkei ist durchaus berechtigt, den Heiligen Krieg (Schahad) zu erklären, sei es zum Schutze der heiligen Stätten des Islams oder zur Unterstützung der Moslems, die nicht unter moslimischer Regierung stehn. Abdul Hamid hat dem Weltfrieden einen großen Dienst geleistet, als er davon Abstand nahm, wegen des Grenzstreites am Sinai den Schahad gegen England zu erklären.“

Viele Engländer wollen oder wollten nicht anerkennen, daß diese Anzeichen doch etwas Bedrohliches bedeuteten. „Viel Rederei, das ist alles“, so lautete 1902 ein bezeichnendes Wort. Noch am 2. Januar 1907 sagte die Times: „Wir haben Indien durch das Schwert gewonnen, und in letzter Linie halten wir es durch das Schwert; es ist gut für die dünne Schicht höher gebildeter Leute, die allein auf dem Hindukongreß vom Dezember 1902 vertreten ist, daß die britischen Schwerter zwischen ihnen und ihren heimatlichen Feinden stehn. Das ist die Grundtatsache in der ganzen Situation, die alle Ansprüche auf volles Selbstregiment in Indien absurd macht.“ Auch wir glauben, daß man aus den Vorkommnissen, auch den allerletzten, noch nicht gleich zu schließen braucht, daß die Inder einen ernstlichen Aufstand wagen, geschweige denn, daß er gelingt — doch muß man die Gesamtheit der Dinge übersehen.

Dazu gehört als Umstand allerersten Ranges der Eindruck, den der Sieg Japans über Rußland auf alle asiatischen Völker, namentlich auch auf das indische gemacht hat. Viele Jahrzehnte lang haben die Engländer den Indern von der Bedrohung ihres Landes durch die Russen erzählt. Der Zar halte zahlreiche Armeen von militärisch überaus tüchtigen Soldaten, Kosaken und andern bereit. Er treffe durch die Eroberung Turkestans, Mervs und des Landes der Tekke-Turkmenen, sodann namentlich durch seine Eisenbahnbauten Vorkehrungen, um Einfälle nach Indien zu machen, sei es über Afghanistan oder über die Pamirs. Nur durch eine große und starke Armee und durch Befestigung aller Hochgebirgspässe könne man der Gefahr begegnen. Indien bedürfe des Schutzes Englands, um vor einem solchen namenlosen Unglück bewahrt zu bleiben. Und nun? Nun hat das japanische Volk, das mit seinen 50 Millionen Einwohnern nur den sechsten Teil des indischen Volkes zählt, den gefürchteten Feind so schwer aufs Haupt geschlagen, daß er für längere Zeit kampfunfähig ist. Ihr Engländer, die ihr die Russen fürchtet, wollt ein Volk wie das indische beherrschen? Wie stark seid ihr denn? 43 Millionen, während Rußland, das die Japaner besiegt haben, 131 Millionen zählte. Alles, was an Europäern in Indien lebt, übersteigt nicht 270 000 Köpfe, Frauen, Kinder, Nichtsoldaten eingerechnet. Wo habt ihr die ungeheuern Armeen, wie sie Rußland nach der Mandschurei schicken konnte, und die dort

von den Japanern besiegt wurden? Mit eurer Flotte könnt ihr uns wenig anhaben. Die hoffnungslose Minderwertigkeit des Asiaten gegenüber dem Europäer, von der ihr uns so oft erzählt habt, muß doch nicht vorhanden sein. Also die Zeit naht, wo wir das ganz schwache englische Joch abschütteln können.

Den empfindlichen Mangel dieser Deduktion kann man leicht durchschauen. Japan hatte eine wohlgebrillte, ausgezeichnet bewaffnete Armee von 600 000 Streitern und darüber hinaus noch viele Reserven. Es hatte eine Flotte, die der russischen gewachsen war. Der einzelne Japaner ist von viel größerer Körperkraft als der Indier, namentlich der Hindu, der kein Fleisch ißt. Wo, so darf man fragen, sind denn die indischen Truppen, die es mit den Engländern aufnehmen könnten? Wo sind die Arsenale, wo ist das Verpflegungswesen, wo sind die an der deutschen Kriegswissenschaft herangebildeten Offiziere? Von alledem ist nichts zu finden, außer den etwa 280 000 Mann indischer Truppen. Wenn deren Treue sich als ein Wahn erweisen sollte, so könnte allerdings die Gefahr sehr groß werden. Aber davon hat man noch kein Anzeichen. Die kleinere Hälfte steht unter dem Befehl indischer Fürsten, diese aber werden sich vor leichtsinniger Beteiligung an einem Aufstande hüten, weil dessen Fehlschlagen sicher, vielleicht sogar dessen Erfolg ihnen den Thron kosten würde. Die größere Hälfte ist lange unter englischem Einfluß gewesen, vielleicht in der Treue gegen die englischen Herren ganz unerschüttert. Auch sie ist gespalten in Hindus und Mohammedaner, die Masse des Volkes ist es erst recht. An dem für Revolutionen so wesentlichen einheitlichen Befehl eines gewaltigen, tatkräftigen Mannes dürfte es vollständig mangeln, schon aus demselben Grunde. Man kennt solche Leute auch in Indien kaum.

Trotz alledem ist es für Außenstehende schwer, das Maß der Gefahr abzuschätzen. Die Zeichen des Aufruhrs, die sich gerade einstellten, als sich der Ausbruch der Revolution von 1857 jährte, wurden in England nicht als verächtlich angesehen. Es war sehr auffällig, daß die Sikhs, die damals treu blieben und dadurch so wesentlich zum Mißerfolg des Aufruhrs beitrugen, fast zu den ersten gehörten, die Zeichen von Unruhe gaben. Man sah am 9. Mai Haufen bewaffneter Landleute nach Lahore kommen und fürchtete einen Losbruch. Nur durch das schnelle Zusammenrücken aller verfügbaren Truppen und die Verhaftung des leitenden Mannes, Ladschat-Rai, scheint Ernstliches verhütet worden zu sein. Doch dauerte die Erregung fort. Am 17. Mai erschienen 500 bewaffnete Bauern in Lahore. Ajil Singh, ein Revolutionär, wies sie an, in größerer Zahl wiederzukommen, sämtlich mit Totschlägern bewaffnet. Bedenklich erscheint es, daß zugleich auch in Bengalen kleine Unruhen zu unterdrücken waren, und daß die Boykottbewegung gegen englische Waren zunimmt. Man mahnt dort die Europäer, persönlich auf ihrer Hut zu sein.

In letzter Linie sind alle revolutionären Bewegungen unberechenbar. Sie hängen von den bisher verborgen gehaltenen Leidenschaften der Massen ab.

Explosionsartige Wirkungen sind oft genug dagewesen. Man kann sein Urtheil dahin zusammenfassen, daß allem Anschein nach noch kein Grund vorliegt, ernste Ereignisse zu befürchten, daß aber im allgemeinen die Atmosphäre recht gewitterschwül ist, und daß man auf ein langsames aber stetiges Anschwellen der Unabhängigkeitsbewegung gefaßt sein muß.



Die Zertrümmerung der Bauerngüter



Die Abgeordneten Engelbrecht und Dr. Hahn haben folgenden Antrag eingebracht: „Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen: die Königliche Staatsregierung zu ersuchen, in Erwägung, daß bei der ungünstigen Vermögenslage der überwiegenden Mehrheit der größern ländlichen Grundbesitzer das städtische Großkapital in vielen Theilen der Monarchie in wachsendem Umfange Rittergüter erwirbt und diese durch Hinzukauf benachbarten bäuerlichen Grundbesitzes vergrößert, daß es daneben im Westen der Monarchie Kleinbäuerlichen Grundbesitz in großer Ausdehnung zusammenkauft und den zerstreuten Besitz stellenweise bereits in geschlossenen Grundbesitz zusammenfaßt, in fernerer Erwägung, daß hierdurch das Bestreben der Königlichen Staatsregierung, unter Aufwendung sehr bedeutender Staatsmittel die Zunahme des klein- und mittelbäuerlichen Besitzes (innere Kolonisation) zu fördern, in seinem Erfolg in Frage gestellt wird, und daß die Aufsaugung des bäuerlichen Grundbesitzes durch das Großkapital dem Staatsinteresse zuwiderläuft, gesetzliche Bestimmungen herbeizuführen, daß in denjenigen Landesteilen, die der Gefahr der Aufsaugung des bäuerlichen Besitzes durch das Großkapital ausgesetzt sind, der Erwerb bäuerlicher Besitzungen oder von Theilen solcher durch Großgrundbesitzer von einer Erklärung des Bezirksausschusses abhängig gemacht wird, daß der Erwerb im Interesse der Erhaltung des Bauernstandes unschädlich sei.“

Dieser Antrag, in einem jammervollen Deutsch abgefaßt, behandelt wieder einmal die Zerschlagung der Bauerngüter und schlägt zur Verhütung dieses Schadens ein Mittel vor, von dem bisher wohl noch niemals ernstlich die Rede gewesen ist, und das deshalb näher betrachtet zu werden verdient. Es ist bekannt, daß die Zertrümmerung der kleinern Besitzungen von zwei Seiten ausgeht: von den sogenannten Güterschlächtern und vom Großgrundbesitz. Die ersten treiben ihr Unwesen hauptsächlich in den Dörfern mit rein bäuerlicher Bevölkerung, wo keine größern Güter in der Nähe sind, und wo sie auf die bäuerlichen Einzelkäufer selbst rechnen. Wo der Verkauf eines Bauernguts in Aussicht steht, fragen die Unterhändler der Ausschlächter unter der Hand bei den Bauern an, wer kaufen will, stellen probeweise ohne Ver-